

WALTER ERHART

PLÄDOYER FÜR MODEN

Im Jahre 1800 erhob sich im *Neuen Teutschen Merkur* eine Stimme, die das ›Neue‹ und ›Modische‹ der Kantischen Philosophie attackierte – obwohl es eigentlich schon zu spät war: Längst war nämlich zu beklagen, daß es der »neuen Art von Scholastischer Philosophie, die es an subtiler Düntheit und Leerheit, künstlicher Dunkelheit und absoluter Unbrauchbarkeit jener alten, mit so vieler Mühe verdrängten Scholastik des 13ten und 14ten Jahrhunderts noch zuvorthut, zum Hohn des gesunden Menschenverstandes endlich gelungen ist, sich der Lehrstühle auf unsern zahlreichen Universitäten zu bemächtigen«. ¹ Christoph Martin Wieland, der hier in die Kant-Kritik seines Kollegen Herder begeistert einstimmt, hatte schon ein Jahr zuvor die Hauptangriffspunkte seiner Polemik genannt: »unbrauchbare Hirnspinnweben«² gespreizter Neuheiten, deren falscher Legitimationsversuch zuallererst an der Wissenschaftssprache kenntlich wird, an dem »scholastischen Wörterkram«³ sowie dem »magischen Dunst der neuen Scholastischen Hokuspokus=Sprache«.⁴

Das »falsche Neue« und das »legitim Neue« (Walter Müller-Seidel, *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 37, 1993, S. 5) sind – wie man sehen kann – in den Geisteswissenschaften seit jeher nicht eben leicht zu unterscheiden. Und wer im Namen der deutschen Sprache – gibt es diesbezüglich einen unverdächtigeren Polemiker als Wieland? – gegen einen neuen ›modischen‹ Jargon wettet, hat deshalb das Recht nicht per se auf seiner Seite.

Der Argwohn gegenüber unkontrollierten »Innovationen« setzt die Verwirrung durch einen unübersichtlichen »Pluralismus« voraus. Das »Modische« disqualifiziert sich in der Regel durch den Kult einer Wissenschaftssprache, die sich sinnentleert nur noch selbst fortschreibt. In diesem Sinne sind auch die während der letzten Jahre im *Jahrbuch der Deut-*

¹ Christoph Martin Wieland, Ueber Herders Kalligone: (an einen reisenden Freund), in: *Der Neue Teutsche Merkur* 1800, S. 259–270, S. 269.

² Christoph Martin Wieland, Ein Wort über Herders Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft, in: *Der Neue Teutsche Merkur* 1799, S. 69–90, S. 74.

³ Ebd., S. 86.

⁴ Ebd., S. 90.

schen Schillergesellschaft entfachten Diskussionen um »Wissenschaftssprache« (32–34, 1988–1990), um »Pluralismus« (34–37, 1990–1993) und um »Das Neue in der Literaturwissenschaft« (1993) eng aufeinander bezogen. In ihrem Kern scheinen sie auf ein und dasselbe »Unbehagen in der literaturwissenschaftlichen Kultur« (Walter Müller-Seidel, 1993, S. 7) zu zielen. Die Gründe und Auslöser dieses Unbehagens sind schnell genannt: die »Methodenstreite der beiden letzten Jahrzehnte« (Wilfried Barner, 1990, S. 2), das »seit geraumer Zeit« bemerkbare »Ausmaß des Neuen, der Richtungen, Ansätze und Ansichten« (Walter Müller-Seidel, 1993, S. 1), und die »Sprache unserer Wissenschaft«, die »nie zuvor in derart hohem, durchdringendem Maße gefährdet war durch modische Floskeln, bizarre Formeln, ambitionierte Phrasen und aufwendige Klauseln wie etwa seit zwei Jahrzehnten« (Peter Wapnewski, 1989, S. 436).

Der germanistischen »Krise« der letzten zwanzig Jahre – so läßt sich nach Durchsicht der Beiträge resümieren – ist nicht beizukommen, indem man etwa einen neuen »Ansatz« aus dem pluralistischen Angebot der Sprachenvielfalt hervorhebt und auszeichnet, auch nicht durch die kritiklose Anerkennung des Faktischen oder die Rückkehr zum Altbewährten. Statt dessen behilft man sich durch Unterscheidungen: gute und schlechte Pluralismen, Grade des »Neuen«, Abgrenzung des »Neuen« vom »Modischen«. Lediglich einige Kritiker der »modischen« germanistischen Wissenschaftssprachen haben in der ersten Runde der Diskussion zum Generalangriff auf die »beiden letzten Jahrzehnte« angesetzt und die jüngste Geschichte der Germanistik als sprachliche Verfallsgeschichte denunziert. So erzählt Peter Wapnewski genüßlich von germanistischen Seminararbeiten aus den fünfziger Jahren, deren Deutsch dem »Stapel von Referaten, Jahrgang 1989« weit überlegen gewesen sein soll: damals »nüchtern, neutral«, heute wissenschaftliche »Götzen«, die da sind »Stellenwert«, »Relevanz«, »Akzeptanz« oder »Innovation« (Peter Wapnewski, 1989, S. 436, 439). Hans-Wolf Jäger plädiert in seinem Beitrag »Schön, schlicht« für ein eben solches Deutsch, das durch die wissenschaftlichen Leitmotive der – wiederum – letzten beiden Jahrzehnte nur verunreinigt worden sei und hoffnungslos »der Mode zu unterliegen« scheint, und auch er führt die Kronzeugen dieses Verfalls namentlich auf: »Rezeption«, »Institution«, »Diskurs«, »Deutungsmuster«, »Empfindungsmuster«, »Erwartungshorizont«, »Verweisungszusammenhang«, »Paradigmenwechsel« (Hans-Wolf Jäger, 1989, S. 422).

Ob nun aggressiv – cum ira – vorgetragen oder um Differenzierung – cum studio – bemüht: Die sprachlichen Fehlentwicklungen und die methodologischen Unterscheidungsnotwendigkeiten sind offensichtlich erst seit jenen magischen zwanzig germanistischen Jahren zu beobachten, die uns mit

dem Pluralismus auch die Konjunktur literaturwissenschaftlicher »Moden« besichert haben. Deren Ausmaß zu begrenzen, ist es offenbar höchste Zeit, anders läßt sich die Forderung gar nicht verstehen, das »falsche Neue«, das »legitim Neue« und das »Modische« voneinander abzugrenzen. Oft genug jedoch ersetzt die Abgrenzung schon wieder die inhaltliche Auseinandersetzung. Ina Schabert hat zuletzt darauf hingewiesen, daß in den Stellungnahmen zum »Pluralismus« über die neuesten Fronten des pluralistischen Szenarios, geschweige denn über deren Legitimation, kaum noch debattiert wurde (Ina Schabert, 1993, S. 453–456). Walter Müller-Seidel beobachtet, daß es seit neuestem schon wieder zum guten Ton gehören kann, selbstbewußt aus dem Methoden-Karussell auszusteigen und sich frohgemut über »Dekonstruktion«, »Gender Studies«, »New Historicism« zu mokieren (Walter Müller-Seidel, 1993, S. 1–8).

Mit welchem Recht? Zu welchem Ziel? Offensichtlich, so ließe sich boshaft formulieren, ist es schwieriger, anstrengender geworden, »auf dem laufenden« zu bleiben. Offensichtlich aber erhebt sich immer häufiger auch der Verdacht, die neuen »Ansätze« seien substanzlos oder gar nicht so neu, wie es ihr Vokabular vorgibt. Ohne dies an den Einzelfällen zu überprüfen (dazu sollte freilich jeder selbsternannte Kritiker kompetent genug sein), läßt sich doch zumindest behaupten, daß »Innovationen« in den Literaturwissenschaften kaum mit dem Maßstab eines innerdisziplinären »Fortschritts« verrechnet werden können. Gibt es den belanglosen Firnis wechselnder »Moden«, und darunter den ehernen, gleichbleibenden Bestand der germanistischen Zunft oder die geschichtsphilosophische Signatur wachsender Erkenntnisse? Wohl kaum, und dies ist auch der Grund, warum in diesen Disziplinen der Unterschied zwischen »Innovationen« und »Moden« meistens verschwimmt: Weder läßt sich das »Modische« als das »falsche Neue« eindeutig identifizieren, noch gibt es Kriterien, die das »legitim Neue« in gebührender Gesetzestreue bestimmen. Im Gegenteil. Statt verlässlicher Unterscheidungen scheiden sich wieder einmal nur die Geister, und die Kritiker der »Moden« entbehren oft genug der Neugier und der Kenntnis, ohne die sich die neuen, rasch wechselnden Strömungen des intellektuellen Lebens freilich leicht als »modisch« abtun lassen. Es lohnt sich deshalb, über »Moden« in den Kulturwissenschaften neu nachzudenken. Beileibe nicht nur in den letzten zwanzig Jahren, sondern fast in jedem Dezennium dieses Jahrhunderts stand eine neue literaturwissenschaftliche Richtung – wenn nicht deren mehrere – zur Disposition. Erkennbar ist dabei weniger die Geschichte eines stetigen wissenschaftlichen Fortganges als vielmehr ein ständig wechselnder Blick auf die alten literarischen Texte – ein jeweils zeitgenössischer und ein jeweils modischer Blick, der mehr über die historische und politische Sensibilität des Faches (in jedem, auch dem negativen Sinn) verrät als die Auflistung eini-

ger weniger methodischer Errungenschaften oder die Rede über die ›be-
währende‹ Funktion der Geisteswissenschaften.

Daß die Richtungen und »Moden« (die Anführungszeichen seien fortan weggelassen) seit einiger Zeit schneller kursieren, ist dabei eher eine Chance – wenn man denn gewillt wäre, sie zu ergreifen. Nicht von ungefähr handelt es sich bei den Innovationen der letzten Jahre um Importe aus den USA, und selbst Französisches gelangt meist erst über anglo-amerikanische Umwege nach Deutschland. In den Vereinigten Staaten jedenfalls führt jede neue Richtung sofort zu einer Diskussion über die gesamten »literary« und »cultural studies«, über Sinn und Funktion von Literatur, Lektüre, Kanon und kulturwissenschaftlichen Fakultäten. Hierzulande wird seit längerem beim Anblick des Neuesten nur noch geseufzt und – in alter kulturkonservativer Manier – über das Modische geklagt. Anstatt aber beim aufregenden amerikanischen Wechsel von der Dekonstruktion zum New Historicism bloß enerviert abzuwinken und über den Unterschied zwischen dem rechtmäßig Neuen und dem Modischen zu grübeln, ließe sich darüber nachdenken, wie es eigentlich um die hiesige Germanistik bestellt ist: Könnte es nicht auch hier gelingen, das Studium der Literatur in den Kreislauf zirkulierender intellektueller Strömungen und Ideen zu bringen, an denen es – außerhalb der Disziplin – gewiß nicht mangelt? Mit einem weiteren Seufzer über die ›notwendige Spezialisierung‹ ist dem Versäumnis auf diesem Gebiet kaum zu begegnen. Im Gegenteil. Gerade wer sich auf einzelne Gegenstände seines Faches spezialisiert, hat genügend Gründe und auch Gelegenheit, sich über die Wichtigkeit seiner speziellen Beschäftigung im Kontext der neuesten Theorien Gedanken zu machen – ein Kennzeichen nicht zuletzt des akademischen Generationswechsels, der bei uns im Moment eher *nicht* stattzufinden scheint. Wie läßt es sich anders erklären, daß Walter Müller-Seidel von einem »Innovationsdruck« spricht, dem sich »junge Wissenschaftler« unglückseligerweise »beugen« müssen und von dessen Bürde sie durch ihre akademischen Väter, »die dagegen wenig tun« (Müller-Seidel, 1993, S. 5 f.), befreit werden sollen (und auch wollen?). Es sei daran erinnert, daß »Innovationsdruck« in der Regel doch gerade von diesen »jungen Wissenschaftlern« selbst erst ausgehen sollte. Daß »Verschleiß«, »Anpassung« und »Mitläufertum« wohl eher dann zu bemerken sind, wenn Innovationen ausbleiben und statt dessen die Moden der Väter regieren. Ein genauere Blick auf die von Walter Müller-Seidel als »augenfällig« unterstellte ›Innovationsmisere‹ in den »Vereinigten Staaten« könnte jedenfalls eines Besseren belehren. In dem Moment, als dort die Dekonstruktion zum Herrschaftswissen aufzusteigen begann, schlug die Stunde innovativer cultural studies, ein »Druck«, dem sich zunächst einmal die ›alten‹ Dekonstruktivisten zu stellen hatten und der darüber hinaus den literary depart-

ments einen fast verlorengegangenen neuen Enthusiasmus bescherte. *Anything goes?* Wie wäre es eigentlich hierzulande mit dem Versuch, den selbstgefälligen Ästhetizismus mancher zu Dekonstruktivisten mutierten Spätachtundsechziger, aber auch die Apologeten des ›Immer schon Dagewesenen‹ mit einem New Historicism aufzuschrecken – und den (ignoranten) Vorwurf »Sozialgeschichte!« (vgl. Jens-F. Dwars, 1993, S. 433) mit den Stichworten »Foucault«, »Greenblatt«, »Berkeley« elegant zu kontern?

Die Abwehr des Neuen hat im Gegensatz dazu oft genug den kaum verschleierte Zweck, sich von der möglichen Aktualität derzeit gängiger Theoriebildungen gänzlich abzukoppeln. Der ungnädige Blick auf die »letzten beiden Jahrzehnte« ist entlarvend genug: Waren es nicht diejenigen Jahre, in denen – auch aufgrund der Methodenstreite und Moden – eine neue Perspektivenvielfalt das Fach aus seinem bildungsbürgerlichen Schlummer erst herausgeführt hatte? In denen zum ersten Mal – wenn auch oft mit nationaler Verspätung – eine ganze Reihe fachfremder Theoretiker (in ungefähr zeitlicher, aber unvollständiger Reihenfolge: Adorno, Benjamin, Sartre, Habermas, Elias, Jauß, Barthes, Foucault, Kristeva, Lacan, Derrida, Deleuze/Guattari, Bachtin, Luhmann, de Man, Bourdieu, Rorty) der Literatur eine Lebendigkeit zurückgegeben hat, die sie in Zeiten zunehmender Theoriemüdigkeit schnell wieder zu verlieren droht? Diejenigen, die um 1980 zu studieren begonnen haben und nolens volens in den Strudel der Methoden hineingezogen wurden, taten damals gut daran, nicht eine gültige Richtung auszusuchen und festzuhalten, sondern sich neugierig dem Wechsel der Moden selbst anzuvertrauen. Die Mühe hat sich gelohnt, und sie lohnt sich heute wieder. Noch die bisweilen höhnische Gebärde, mit der mancher junge Diskurskritiker auf die ideologiekritischen Bemühungen der jüngst vergangenen Germanistik – für ihn oft noch in den Akademischen Oberräten seiner Proseminare personifiziert – herabsah, bezeugt eine Spannung – eine Spannung zwischen den Theorien, zwischen den Generationen, zwischen den Phasen eines germanistischen Bildungsweges, die den ›Fortschritt‹ der Disziplin weit mehr repräsentiert als die Warnung vor neuen Innovationen.

Was nottut, wäre also (im Anschluß an Jürgen Fohrmann, 1993, S. 442–446) eine wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung darüber, ob und inwieweit *eine* Quintessenz der Kulturwissenschaften im 20. Jahrhundert nicht sogar in der ständigen Zirkulation neuer Moden liegen könnte. Eine solche Quintessenz gehörte dann vor allem in das Stammbuch derer geschrieben, die sich mit einem Handstreich aller Moden – die eigenen eingeschlossen – entledigen wollen. Hans-Wolf Jäger etwa, der 1989 jede terminologische Erneuerung der Germanistik rhetorisch über Bord wirft und in »schön, schlichtem« Deutsch, mit den bewährten Begriffen »Gattung«,

»Volkslied«, »Lautmalerei« (Hans-Wolf Jäger, 1989, S. 422), direkt zu dem Gegenstand des heißen germanistischen Bemühens, »dem herzerfreuenden Gedicht und Roman« (S. 419), zurückkehren will, derselbe Hans-Wolf Jäger hat im Jahre 1960 die methodische Fragestellung seiner Dissertation folgendermaßen umrissen: »Ein Fragliches und zu Erfragendes muß sich immer schon gemeldet haben, damit überhaupt die Frage nach ihm aufstehen kann. Zugleich muß aber diese Anwesenheit der Meldung so dunkel sein, daß das Phänomen – gerade indem es da ist – auch wieder verhüllt bleibt. Die Ausdrücklichmachung dieser Diskrepanz von Anwesenheit als Meldung und Verhülltheit und zugleich das Gebot ihrer Aufhebung ist die Frage. Wir fragen also und nehmen das dunkel Vermeldete in den Blick.«⁵

Unschwer zu erkennen, daß es sich dabei um jenen modischen Heidegger-Jargon handelt, mit dem der Philosophie-Doktorand sein Thema »Resignation« – ein Thema übrigens, »das wir uns nicht leichtsinnig und willkürlich gewählt haben, sondern in dem wir uns plötzlich selbst vorfanden«⁶ – in sehr zeigemäßer Form anpackt. Die deutsche Wissenschaftssprache – auch eine Methode, die jeweils gegenwärtige Zeit in Gedanken zu fassen. Nicht einmal ein Jahrzehnt später hat sich die Mode wiederum gewandelt, und Hans-Wolf Jäger nimmt eine gänzlich neue – wiederum befristete – Standortbestimmung der Geisteswissenschaften vor: »Abgelöst von der gesellschaftlich-ökonomischen Basis und der politischen Situation ihres Autors, reduziert auf Seinsdeutungen und sprachliche Kunstwerke, einer Artigkeit des Einfühlens, einer Kunst der Interpretation, engsinniger Untersuchung ihrer formalen Qualitäten und ihres rein stilgeschichtlichen Stellenwerts anheimgegeben, können historische Werke ideologischem Mißbrauch verfallen.«⁷ So schreibt der Daseinsphilosoph von 1960 – mittlerweile ist er Professor der Germanistik – 1969 in einem Plädoyer für die »Politisierung« seiner Wissenschaft, für »Linguistik«, »Dialekt- und Jargonforschung«⁸ – ein Zeitgeist-Pamphlet, das in der Forderung gipfelt, Germanistik-Lehrer sollen ihren Schülern vorrangig lehren, »Flugblätter zu entwerfen und *Resolutionen* abzufassen, die der Artikulation und Durchsetzung legitimer Einzel- oder Gruppeninter-

⁵ Hans-Wolf Jäger, *Die Resignation als Gefühl – Stimmung – Haltung*, Diss. Freiburg 1960, S. 1 f.

⁶ Ebd., S. 4.

⁷ Hans-Wolf Jäger, *Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik* (1969), in: Jürgen Kolbe (Hrsg.), *Ansichten einer künftigen Germanistik*, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1973, S. 58–69, S. 59.

⁸ Ebd., S. 64.

essen in einer demokratischen Gesellschaft unmittelbar und einsehbar zugute kommen«.⁹

Ein Germanist im Spiegel seiner Moden und Diskurse: Beklagt Hans-Wolf Jäger in seiner späten Sorge um den Wissenschaftsjargon (1989) auch die eigene Vergangenheit? Handelt es sich um eine private Trauerarbeit mit verdeckten Karten, in der – frei nach Freud – die verlorengegangenen libidinösen Objekte der wissenschaftlichen Begierde verarbeitet werden sollen, damit am Ende die Melancholie nicht triumphiert? Ein solcher Germanist sollte jedenfalls hinreichend Anlaß haben, auch oder vor allem über die Wandelbarkeit seiner langjährig in Anspruch genommenen Institution nachzudenken, bevor er sich einer Polemik gegen die »Alchemie« Lacans (Jäger, 1989, S. 419) oder gegen die Diskursanalyse befleißigt.

Wohlgemerkt: Kein Argument ad hominem ist intendiert – allerdings auch nicht der bloße Hinweis auf Jugendsünden, Irrungen und Wirrungen einer wissenschaftlichen Biographie. Die kleine wissenschaftsgeschichtliche Fallstudie (ad hominem) zeigt vielmehr, daß sich die Probleme des Neuen und des Modischen nicht erst aufgrund des germanistischen Sündenfalles zwischen 1933 und 1945 (erst dort?) oder durch die Methodenvielfalt der Gegenwart ergeben. Es sei noch einmal betont: Auch die Moden eines jeden Germanisten wie Hans-Wolf Jäger verdienen es (malgré lui), zu den Leistungen eines Faches gezählt zu werden, das sich bereitwillig der jeweiligen Gegenwart und den von außen herangetragenen intellektuellen Innovationen öffnet. Weit entfernt davon, das »falsche Neue« zu repräsentieren, bewahren Moden das Fach vor einer geistigen Erstarrung, die meistens diejenigen befällt, die ihren müden, neugierlosen Blick mit einer Autopsie des »bloß Modischen« verwechseln. Als Walter Müller-Seidel im *Jahrbuch* 1988 zur Debatte über die Wissenschaftssprache aufrief (Walter Müller-Seidel, 1988, S. 3–6), berichtete Christoph König im selben Jahrbuch über »Programm und erste Ergebnisse« der in Marbach neu eingerichteten Arbeitsstelle zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik (Christoph König, 1988, S. 377–405). Ein zufälliger, aber bemerkenswerter Zusammenhang: Die Geschichte der Germanistik seit 1945 ist noch nicht geschrieben; sie könnte aber das hier vorgetragene Plädoyer für literaturwissenschaftliche Moden durchaus unterstützen und darüber aufklären, daß der schnelle Wechsel dieser Moden die Disziplin oft genug selbst erst innovativ (für angrenzende Gebiete) und auch attraktiv (für neue Generationen, für die Öffentlichkeit) werden ließ.

Dieser Gewinn droht freilich verspielt zu werden, wenn das Neue nicht mehr dankbar aufgenommen wird, um Horizonte zu erweitern und Gren-

⁹ Ebd., S. 66.

zen zu durchbrechen, sondern als eng umgrenzte ›Spezialgebiete‹ sorgsam abgeschottet und bald darauf als etwas nur Vorübergehendes abfällig betrachtet und daher vollständig ignoriert wird. Moden *sollen* wieder verschwinden, und wenn am Anfang des Germanistik-Studiums die Rezeptionsästhetik als Innovation gefeiert und umworben (und wie alles Neue auch erst mühsam erlernt werden muß), am Ende des Studiums schon wieder als ›angestaubt‹ oder – hochtrabender und mißverständlicher – als ›gescheitert‹ zurückgestellt wird: Warum denn nicht? Warum aber nicht auch Jauß und Iser heute einer Re-Lektüre unterziehen und die Moden der siebziger Jahre wieder in Umlauf bringen?¹⁰ Oder sich auf das Neueste stürzen, auf Judith Butler,¹¹ Martha Nussbaum,¹² Luc Ferry,¹³ Terry Eagleton,¹⁴ Greil Marcus,¹⁵ Robert C. Holub,¹⁶ Stephen Greenblatt¹⁷ (schon gehört, schon gelesen?), und mit Neugier zu bemerken, daß Poststrukturalismus und Postmoderne – anderswo – bereits wieder passés sind? In dem von Stephen Greenblatt und Giles Gunn herausgegebenen Sammelband zu neuen Perspektiven der anglo-amerikanischen Literaturwissenschaft mit dem bezeichnenden Titel *Redrawing the Boundaries* (1992) wird den Verächtern geisteswissenschaftlicher Moden eine bemerkenswert klare Absage erteilt: »as if fashion were not . . . important to literary intellectuals. But in fact continual refashioning is at the center of the profession of literary study.«¹⁸ Es wäre an der Zeit, dieses Statement aus Berkeley endlich auch hier zu beherzigen. Es ist – natürlich – ein modisches Statement.

¹⁰ Im Falle Isers schon geschehen bei: Brook Thomas, *The New Historicism and Other Old-Fashioned Topics*, Princeton 1991.

¹¹ Judith Butler, *Bodies That Matter. On the Discursive Limits of ›Sex‹*, London 1993.

¹² Martha Nussbaum, *Love's Knowledge. Essays on Philosophy and Literature*, New York, Oxford 1990 (deutsch: 1994).

¹³ Luc Ferry, *Homo Aestheticus. L'invention du goût à l'âge démocratique*, Paris 1990 (deutsch: 1992).

¹⁴ Terry Eagleton, *The Ideology of the Aesthetic*, Cambridge, Oxford 1990 (deutsch: 1994)

¹⁵ Greil Marcus, *Lipstick Traces. A Secret History of the Twentieth Century*, Cambridge 1989 (deutsch: 1992).

¹⁶ Robert C. Holub, *Crossing Borders: Reception Theory, Poststructuralism, Deconstruction*, Madison 1992.

¹⁷ Stephen Greenblatt, *Marvelous Possessions*, Cambridge 1991.

¹⁸ Stephen Greenblatt, Giles Gunn, Introduction, in: S. G., G. G. (Hrsg.), *Redrawing the Boundaries. The Transformation of English and American Literary Studies*, New York 1992, S. 1–12, S. 5.